

Meinrad Limbeck

Von der Ungerechtigkeit des Glücks

Was meinen Sie? Gibt es wohl viele Menschen, die deshalb aus ihrer Kirche ausgetreten sind und bewusst ihrem Glauben an Gott abgeschworen haben, weil sie in ihrem Leben zu viel *Glück* hatten? Gibt es wohl *einen* Menschen, der deshalb seinen Glauben *verloren* hat, weil er beispielsweise seinen Partner plötzlich ganz neu als ein großes Geschenk erlebte oder weil er immer tiefer spürte, wie er im Kreis seiner Familie, seiner Kinder auflebt?

Wer so auf die Glückfälle in seinem Leben reagierte, hätte zumindest große Schwierigkeiten, dafür Verständnis zu gewinnen, während wir Menschen durchaus verstehen können, die nach einem besonders bitteren Schicksalsschlag nicht mehr an Gott, d.h. an Gottes Fürsorge und Macht, glauben und deshalb auch aus ihrer Kirche austreten – und dies vielleicht gerade im Blick auf das Glück anderer, die nicht zögern, ihr Glück Gott zuzuschreiben. Denn – so argumentieren sie verständlicherweise – wenn er dort helfen konnte und geholfen hat, weshalb dann nicht bei mir, bei uns?

Doch hat er das wirklich?

Stimmt es tatsächlich, wenn wir in guten Stunden gern und aus vollem Herzen miteinander singen:

„In wie viel Not
hat nicht der gnädige Gott
über dir Flügel gebreitet.“?

Fragen Sie sich jetzt bitte nicht leicht entsetzt, wen Frau Buck denn da eingeladen hat! Einen Ungläubigen gar, der Ihren Glauben statt zu stärken kaputt machen möchte!?

Das gewiss nicht.

Es geht im Folgenden überhaupt nicht um Gott – weder um seine Existenz noch um seine Macht. Ich möchte mit Ihnen nur einmal der Frage nachgehen:

Was erleben wir eigentlich, wenn wir Glück haben?

Denn Glück – das haben ja nicht nur fromme und gläubige Menschen. Ja, weshalb kann es vorkommen, dass jemand, der überhaupt nicht glaubt und auch nicht sehr moralisch lebt, ein viel größeres Glück hat als ein „Durchschnittsgläubiger“? Sollten Gott seine „normalen“ Verehrer so wenig wert sein, dass er sich um ihr Glück weit weniger müht als um das Glück irgendwelcher Ungläubiger?

Da Sie ja zum Feiern und nicht zu einer theologischen Fortbildung zusammengekommen sind, möchte ich unserer Frage nach dem Glück in einem überschaubaren Rahmen nachgehen: an zwei Beispielen aus der Bibel und an einem Beispiel aus der Gegenwart. Danach wäre dann wohl noch genügend Zeit, dass wir mit einander ins Gespräch kommen könnten. Denn ich möchte Sie ja überzeugen, nicht einfach überreden

A I.

Das erste Beispiel, das wir nun ein wenig näher betrachten wollen, ist Ihnen eigentlich schon aus dem Religionsunterricht an der Grundschule bekannt. Es ist das Beispiel des sogenannten Exodus, der Herausführung Israels aus Ägypten unter Moses Leitung. Dieses unbestreitbar glückliche Ereignis war ja der eigentliche Grund dafür, dass die Israeliten glaubten, in einer besonderen Weise *Gottes* große Zuneigung erfahren zu haben – besonders deutlich für uns im folgenden Text aus dem Deuteronomium, dem 5. Buch Mose:

„Du [Israel]“ – heißt es da – „du bist ein Volk, das dem Herrn, deinem Gott heilig ist. Dich hat der Herr, dein Gott, ausgewählt, damit du unter allen Völkern, die auf der Erde leben, das Volk wirst, das ihm persönlich gehört. Nicht weil ihr zahlreicher als die anderen Völker wäret, hat euch der Herr ins Herz geschlossen und ausgewählt; ihr seid das kleinste unter allen Völkern. Weil der Herr euch liebt und weil er den Schwur achtet, den er euren Vätern geleistet hat, deshalb hat der

Herr euch mit starker Hand herausgeführt und euch aus dem Sklavenhaus freigekauft, aus der Hand des Pharaos, des Königs von Ägypten. Daran sollst du erkennen: Jahwe, dein Gott, ist *der* Gott; er ist der treue Gott; noch nach tausend Generationen achtet er auf den Bund und erweist denen seine Huld, die ihn lieben und auf seine Gebote achten...“ (Dtn 7,6-9)

Das glaubten die Menschen in Israel. Was ihre Väter (und Mütter!) damals in Ägypten erlebt hatten, war letztendlich Gottes Werk gewesen! Doch – so fragen wir nun – was hatten die Israeliten damals tatsächlich erlebt?

Ehe wir uns dieser Frage endgültig zuwenden, erlauben Sie mir bitte noch eine kurze Vorbemerkung:

Es geht im Folgenden nie darum, dass wir irgendwelche biblischen Texte sozusagen demontieren. Es geht vielmehr positiv darum, dem auf die Spur zu kommen, wie Israel dazu kam, das Glück, das es hatte, *Gott* zuzuschreiben. Denn diese Deutung war es ja letztlich, die die Israeliten von vornherein nie auf den Gedanken kommen ließ, es könne vielleicht doch etwas ungerecht gewesen sein, dass gerade sie und nicht irgendwelche andere Gruppen bei ihrer Flucht so viel Glück gehabt hatten. (Schließlich gab es immer wieder derartige Fluchtversuche und die allermeisten hatten *kein* Glück!)

Wenn ein Gott dafür gesorgt hatte, dass die Flucht unter Moses Führung ein gutes Ende gefunden hatte, dann war jener gelungene Exodus eben keine Ungerechtigkeit, sondern eine göttliche Auszeichnung gewesen!

Nur – wie zwingend ist diese Deutung? Was hatte Israel tatsächlich erlebt?

II.

Wenn wir uns an die Ergebnisse der gegenwärtigen katholischen und evangelischen Exegese halten, können wir ungefähr Folgendes sagen (ich zitiere hier mit Zustimmung unseres Tübinger Alttestamentlers Prof. Walter Groß aus dessen Vorlesung „Israels Rettung am Meer“):

„So lautet die wahrscheinlichste Hypothese [des Exodus]: Unter Ramses II. (1304-1237) wurden Schasu [d.h. Halbnomaden, die im 2. Jahrtausend v.Chr. teils als Händler, teils als Facharbeiter in den Kupferminen im Bereich des südöstlichen Palästina lebten] in Piton und Ramsesstadt zur Zwangsarbeit gepresst. Mose führte eine Gruppe solcher Schasu auf ihrer Flucht aus dem Zwangsarbeitsdienst. Wahrscheinlich konnte Mose innere Unruhen in Ägypten ausnützen. Er hat wohl das Unternehmen von Anbeginn unter die Führung des von Seir her bekannten Gottes YHWH gestellt¹. Die Schasuschar suchte und fand den Ausschluß nach Asien, indem sie nordöstlich von Ramsesstadt, aber noch südöstlich der Grenzfeste Sile auf schmalen, sumpfigen Landbrücken durch den Ballah-See floh. Anscheinend ist eine ägyptische Granzstreife der flüchtenden Schar nachgesetzt. Dass eine Streitwagenabteilung in solchem morastigen Gelände kaum oder gar nicht operieren konnte und Gefahr lief, im Sumpf zu versinken, ist offenkundig. Die Meinung des vordeuteronomischen Textes, ein starker Ostwind habe das Wasser weggeweht, könnte der Wirklichkeit nahe gekommen, den Wind genügte, um die Landbrücken frei zu wehen oder zu überschwemmen.“

Diese Menschengruppe war dann – so wird es zumindest geschildert – an einem Berg im Sinai mit Jahwe als dem dort verehrten Gott in Berührung gekommen (Ex 18f.) – vielleicht, weil Mose sie bewusst dorthin geführt hatte. Dieses Erlebnis ließ die Gruppe wohl endgültig zu der Überzeugung kommen, diesem Jahwe letztlich ihre Freiheit zu verdanken – weshalb sie sich verständlicherweise unter *seinem* Schutz stellte und ihn als ihren „neuen“ Gott nach Palästina mitnahm.

¹ Diese Annahme legt sich nahe, weil Moses Frau Zippora nach ältester biblischer Überlieferung die Tochter eines midianitischen Priesters war (Ex 2,15-22). Das dürfte kaum erfunden sein, weil Mischehen im späteren Israel verpönt waren und weil darüber hinaus die Midianiter zu den erbittertesten Feinden Israels gehörten. Bei den Midianitern aber lernte Mose den Gott Jahwe kennen, der ihn, Mose, denn auch zur Rückkehr nach Ägypten bewog, um "seine Leute" zu befreien (vgl. Ex 4,19.20a).

Wichtig für unsere Überlegung ist nun Folgendes – und auch darüber besteht heute in der katholischen und evangelischen Bibelwissenschaft weithin Übereinstimmung (Differenzen gibt es höchstens noch in einzelnen kleineren Details):

Alle weiteren, detaillierteren Erzählungen über die Vorgänge beim Exodus und beim Zug durch die Wüste – also auch, beispielsweise, die Erzählung von den „ägyptischen Plagen“, von der Schlachtung des Passahlammes, von der Übergabe der Zehn Gebote am Sinai oder die Geschichte vom Goldenen Kalb, aber auch die Darstellung, als ob es ein großes, einheitliches *Volk* gewesen wäre, das da mit wenigstens kurzzeitiger Einwilligung des Pharao unter Führung von Mose und Aaron aus Ägypten wegzog - , all diese Schilderungen und Geschichten sind keine Erlebnisberichte jener Gruppe selbst, sondern sind Rückprojektionen aus späterer Zeit.

Was jene von Mose geführte Gruppe mit Sicherheit erlebt hatte, war – nüchtern betrachtet – eigentlich doch nur dies: Man kann auch in einer scheinbar ausweglosen Situation noch Glück haben, weil sich ganz überraschend ein Weg in ein besseres Leben auftut.

Nun liegt hier natürlich ein gewichtiger Einwand nahe: Aber – so *kann* man sagen - , aber das war doch nicht nur Glück, dass Mose mit seiner Schar am Schilfmeer den ägyptischen Streitwagen entkam? Das war doch nicht nur ein Glücksfall, der auch jedem anderen x-beliebigen Flüchtlingstrupp hätte passieren können? Das war doch *ein Wunder*, das Gott so gefügt hatte!

Aber war es wirklich Gott gewesen, der da in der rettenden Rückkehr der Wassermassen am Werk war? War es wirklich Gott gewesen, der da die Ägypter mit Ross und Wagen ertränkte?

Lassen Sie mich Ihnen zur Rechtfertigung dieser Frage zunächst noch einen modernen Erfahrungsbericht vorlesen.

B

Ruth Klüger, eine 1931 geborene österreichische Jüdin schildert in ihrem Buch „weiter leben“, wie sie mit 13 Jahren in Auschwitz eigentlich schon für die Gaskammer bestimmt gewesen war, weil sie als zu jung von dem zuständigen SS-Mann für einen möglichen Arbeitseinsatz abgelehnt worden war. Da machte sie auf Vorschlag ihrer Mutter einen geradezu wahnsinnigen, aussichtslosen Versuch – den Versuch, sich in eine zweite Reihe wartender Frau einzuschleichen, um vielleicht doch noch eine Chance zum Überleben zu bekommen.

Sie schildert das folgendermaßen:

„Zwischen den Baracken war ein Kordon, um genau das zu verhindern, was ich versuchen wollte. Wir standen und sahen aufmerksam hin. 'Jetzt!', als die zwei Männer, die hier verantwortlich waren, einander gerade etwas zuriefen. Und ich sehe mich gebückt an der Barackenwand entlang laufen. Warum gebückt? Um mich kleiner zu machen, um das bisschen Schatten auszunützen? Dann um die Ecke und von hinten unbemerkt, oder zumindest ohne verraten zu werden, eintreten...

Die selektierenden SS-Männer und ihre Gehilfen standen mit dem Rücken zu mir. Ich ging schnell und unauffällig auf die vordere Tür zu, zog mich dort nochmals wie vorgeschrieben aus und stellte mich aufatmend in die Reihe des anderen SS-Manns. Ich hatte es geschafft und freute mich, gegen die Regeln verstoßen zu haben. Feig nennen konnte mich meine Mutter nicht mehr, aber ich war die kleinste und offensichtlich die jüngste in der Reihe, ein Kind, unentwickelt, unterernährt, ganz vorpubertär.

Alle Berichte, die ich über die Selektionen kenne, bestehen darauf, dass die erste Entscheidung immer endgültig war, dass kein auf die eine Seite Geschickter, und dadurch zum Tod Verdammter, je auf die andere Seite gekommen ist. Bitte, ich bin die Ausnahme.

Was nun geschah, hängt locker im Raum der Erinnerung, wie die Weltkugel vor Kopernikus' Zeit an dünner Kette vom Himmel hing. Es geschah etwas, das so oft es geschehen mag, immer einmalig ist, ein unbegreiflicher Gnadenakt, schlichter ausgedrückt, eine gute Tat. Und doch ist Gnadenakt vielleicht richtiger, trotz oder auch wegen der religiösen Besetzung des Wortes. Zwar ging dieser Akt von einem Menschen aus, kam aber ebenso aus heiterem Himmel und war ebenso unverdient, als schwebte der Urheber über den Wolken. Dieser Mensch war eine junge Frau, in ebenso hoffnungsloser Lage wie wir alle, die nichts anderes gewollt haben kann, als einen anderen Menschen zu retten. Je genauer ich über die folgende Szene nachdenke, desto halt- und stützenloser

scheint das Eigentliche daran, dass ein Mensch aus freier Entscheidung einen fremden rettet, an einem Ort, der den Selbsterhaltungstrieb bis zur Kriminalität gefördert hat. Es ist etwas Beispiellooses und etwas Beispielhaftes daran...

Neben dem amtierenden SS-Mann, der sitzend, locker und gut gelaunt, gelegentlich eines der nackten jungen Mädchen Turnübungen vorführen ließ, vermutlich um der langweiligen Beschäftigung etwas Vergnügen abzugewinnen, stand die Schreiberin, ein Häftling. Wie alt mag sie gewesen sein, neunzehn, zwanzig? Die sah mich in der Reihe stehen, als ich schon praktisch vorne war. Da verließ sie ihren Posten, und fast in Hörweite des SS-Mannes ging sie schnell auf mich zu und fragte halblaut, mit einem unvergesslichen Lächeln ihrer unregelmäßigen Zähne: 'Wie alt bist du?'

'Dreizehn.'

Und sie, mich nachdrücklich mit den Augen fixierend, ganz eindringlich: 'Sag, dass du fünfzehn bist.'

Zwei Minuten später war ich dran, schielte noch schnell zu der anderen Reihe hin, ängstlich, der zweite SS-Mann könnte zufällig herüberschauen und mich als eine erkennen, die schon abgelehnt worden war. Der war jedoch mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt. Fraglich ist es auch, ob er mich bei einem eventuellen Seitenblick erkannt hätte. Denn wir schwammen ihm sicher zu einem Brei von Untermenschentum. Auf die Frage nach meinem Alter gab ich die entscheidende Antwort, die ich meiner Mutter nicht abgenommen, wohl aber dieser jungen Frau, die rechts neben dem Meister aus Deutschland stand. 'Fünfzehn bin ich.'

'Die ist aber noch sehr klein', bemerkte der Herr über Leben und Tod, nicht unfreundlich, eher wie man Kühe und Kälber besichtigt.

Und sie, im gleichen Ton die Ware bewertend: 'Aber kräftig gebaut ist sie. Die hat Muskeln in den Beinen, die kann arbeiten. Schauen Sie nur.'

Da war eine, die arbeite für diese Verwaltung und strengte sich an für mich, ohne mich überhaupt zu kennen. Dem Mann war sie vielleicht ein wenig weniger gleichgültig, als ich es ihm war, und er gab nach. Sie schrieb meine Nummer auf, ich hatte eine Lebensverlängerung gewonnen.

Fast jeder Überlebende hat seinen 'Zufall', das Besondere, Spezifische, das ihn oder sie unvermutet am Leben erhalten hat. Meiner hat die Besonderheit, dass sich die Fremde einmischte...

Ja, sagen die Leute leichtfertig, sie verstünden so was recht gut, viele Menschen sind altruistisch, das war so eine. – Warum wollt ihr nicht lieber mit mir staunen?' (Ruth Klüger, weiter leben. dtv 11950. 131-134)

War also auch das ein Wunder? Oder hatte Ruth Klüger eben doch „nur“ Glück gehabt? Oder ist „Glück“ und „Wunder“ letztendlich dasselbe? Nur – bei Wundern ist nach unserer üblichen Auffassung immer auch Gott am Werk? Wer Glück hat, für den hätte dann jeweils auch Gott gehandelt? Wie sieht es dann aber bei denen aus, die kein Glück haben?

Lassen Sie uns noch ein letztes, kurzes Beispiel ansehen, ehe wir eine Antwort auf die Frage wagen: Wie ungerecht ist das Glück?

C

Gähnen Sie bitte nicht, wenn ich jetzt mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter komme (Lk 10,30-37); denn uns interessiert im Folgenden nicht der Held der Geschichte, der Samariter, sondern das Opfer: der, der unter die Räuber gefallen war:

Da lag er also, am Straßenrand unter der immer heißer werdenden Sonne – und kein Mensch war zu sehen weit und breit.

Doch, da näherte sich von oben herab, man sah es genau – da näherte sich ein Priester! „Was für ein Glück!“ schoss es da dem Opfer durch den Kopf – und fromm, wie er erzogen war, fügte er im Stillen gleich hinzu: „O, mein Gott, ich danke Dir, dass Du mir einen Deiner Priester schickst! Ich danke Dir, dass Du mich nicht vergessen hast!“ Und sein Herz schlug vor lauter Freude und

Erwartung immer schneller. Ja, er hörte die Schritte, er richtete sich trotz aller Schmerzen ein wenig auf..., doch was musste er erleben? Der Priester sah ihn - „und ging weiter.“ (Lk 10,31)

Nein, das hätte wohl niemand für möglich gehalten: Ein Priester, der vom Tempel kam und dessen Herz doch noch voll von Gott sein musste:

„Er sah ihn und ging weiter.“

Doch plötzlich, aufs neue Schritte. Die Sonne blendete, aber so viel war zu sehen: Ein Levit war im Kommen! „O Gott, Du hast doch Mitleid mit mir. Du wirst nicht müde, mir Menschen zu Hilfe zu schicken! Was habe ich doch für ein Glück!“

Denkste!!

„Auch er sah ihn und ging weiter.“ (Lk 10,32)

Es war zum Verzweifeln! War er Gott denn so gleichgültig, dass er seine Diener vorbeiziehen ließ? Gewiss, er war nicht der Frömmste, aber er lebte ja auch nicht wirklich gottlos! Warum also dies?

Die Sonne brannte immer unbarmherziger, der Mund trocknete aus, die Schmeißfliegen auf seinen Wunden wurden immer unerträglicher – aber er hatte immer weniger Kraft. So dümmerte er in dunklen Gedanken vor sich hin. Nein, dass es so enden musste...

Er konnte später nicht mehr genau sagen, wie lange er so gelegen war. Doch eines blieb ihm unvergesslich: Wie er plötzlich an einem Murmeln allmählich zu sich kam, wie er Hände unter seinem Kopf spürte, wie ihm jemand ganz vorsichtig das Gesicht säuberte, dann die übrigen Wunden – ach, es war so wunderbar, dass er sich ganz gelöst wie in Schlaf fallen ließ. Sein letzter Gedanke: „Nun hast du doch noch Glück gehabt!“

„Was aber lernen wir daraus?“

Nun, diese Geschichte, die wir ja Jesus selbst verdanken! – sie hindert uns „zum Glück“ daran, dass wir bei unseren Glücksfällen allzu schnell *Gott* ins Spiel bringen, indem wir etwa sagen: „Es war *Gott*, der es so gewollt und gefügt hat, dass dies oder das glücklicherweise geschah! Nur weil *Gott* es so wollte, hatte der oder jener eben Glück!“ Denn *Gott* hätte gewiss auch schon bei dem Priester gewollt, dass jenem halbtoten Opfer geholfen werde!

Dass dieser Mann am Straßenrand Glück hatte und noch einmal mit dem Leben davonkam, verdankte er schlicht und einfach jenem Samariter, der auf *seinem* Weg an ihm vorüberkam und es nicht fertig brachte, ihn einfach liegen zu lassen.

Dafür konnte er, der Halbtote, *nichts*! Sein früheres Leben spielte dabei keine Rolle.

Aber: Dieser Samariter wäre an jener Stelle wohl auch vorbeigekommen, wenn jenes Opfer nicht dort gelegen hätte. Die Straße Jerusalem – Jericho passierte er allem Anschein nach des Öfteren, sonst hätte er dem Wirt kaum sagen können:

„Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ (Lk 10,35)

Um das Glück jenes halbtot Geschlagenen zu verstehen brauchen wir *Gott* nicht; denn es war *das Leben*, das das Opfer und seinen Retter zusammengebracht hat – und damit kommen wir endlich und abschließend zu unserem eigentlichen Thema: *zum Wesen und zur Eigenart des Glücks*.

Fazit

Lassen Sie es mich in 4 Teilen zusammenfassen:

1. Das Glück oder sagen wir genauer. das, was von einem Menschen durchaus zurecht als Glück erlebt und empfunden wird, hat zunächst überhaupt nichts mit ihm zu tun:

Jener Wind, der die Furt am Schilfmeer freigeweht hatte und dessen Erlahmen zum Verhängnis der ägyptischen Verfolger geworden war – er hätte auch geweht, wenn Mose und seine Schar *nicht* erschienen wäre, und er hätte auch aufgehört, wenn es keine Verfolger gegeben hätte.

Und jene junge Frau im KZ wäre auch dagestanden, wenn Ruth Klüger sich nicht in die Reihe *der* Häftlinge geschummelt hätte, die sie aufzuschreiben hatte,

und schließlich war jener Samariter nicht deshalb von Jerusalem nach Jericho geritten, weil er wusste, dass dort ein Halbtoter am Straßenrand liegen würde.

Was wir als Glück erleben und empfinden können, ist zunächst einmal eine „Äußerung“ von Lebenszusammenhängen, die mit uns überhaupt nichts zu tun haben: Jene junge Frau im KZ beispielsweise stand an ihrer Stelle, weil sie gewiss von oben nach einem allgemeinen Plan eingeteilt war, der seine eigenen Gesetze hatte. Oder jener Samariter könnte ja einfach deshalb an jenem Tag unterwegs gewesen sein, weil er einerseits in Jerusalem einen unaufschiebbaren Geschäftstermin hatte, am Abend aber wieder zum Geburtstat seines jüngsten Sohnes in Samaria sein wollte.

Das, was für einen Menschen zum Glück wird, hat in der Regel also mit ihm persönlich zunächst überhaupt nichts zu tun. Das macht das Glück ungerecht. Wer sich auf sein Glück etwas einbildet, ist blind oder größenwahnsinnig – oder beides.

2. Gerade weil das Glück einfach nur mit dem Leben – im größeren Rahmen – zusammenhängt, kann es uns die Augen dafür öffnen, was in *jedem* Leben steckt, auch wenn wir nur noch schwarz sehen:

Jener Halbtote, dessen *begründete* Hoffnung schon zweimal bitter enttäuscht wurde – hätte er jegliche Hoffnung aufgegeben, wir könnten ihn verstehen und wir würden ihm recht geben. Und dennoch: im Leben steckte für ihn mehr als er noch geglaubt hätte.

So lange wir leben, können wir es nicht ausschließen, dass sich uns doch noch ein Gesicht zuneigt und uns ein paar zärtliche, helfende Hände entgegenstrecken, um uns wieder auf die Beine zu stellen. Gerade, weil das Glück ungerecht, weil unverdient ist, können wir es nie ausschließen.

Damit hängt nun aber auch noch ein Drittes zusammen:

3. Weil wir alle *zum Leben* gehören, und weil wir einfach dadurch die Lebensbahnen anderer Menschen kreuzen und schneiden oder sie vielleicht sogar längere Zeit parallel begleiten, können wir nun auch selbst immer wieder zum wirklichen Glück für andere werden – einfach so, unverdient, ungeplant, ungewollt. Auch das macht bis zuletzt den Wert unseres Lebens aus: nicht weil *wir* besonders wertvoll sein müssten, sondern weil das Leben uns *zum Glück für andere* mit sich bringen kann.

Und daraus ergibt sich als Letztes:

4. Weil wir es nie ausschließen können, dass wir völlig unerwartet, an einem ungeahnten Ort und in einem geradezu irren Moment Glück haben oder ein Glücksfall sein können, sollten wir uns in unserem Leben nicht zu sehr versteifen und festlegen. Es liegt auch an unserer Beweglichkeit und Empfindsamkeit, ob das Leben uns zeigen kann, was an Glück in ihm steckt!

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*